

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 2

Artikel: Erinnerungen eines alten Kitschers
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von * *

Illustration von Hugo Laubi

Die Kunst geht nach Brot

Nun war ich also wieder in Mailand, von wo ich vor Jahresfrist, den Sack voller sehr grosser Rosinen und den Himmel voller Geigen, nach Rom abgedampft war, um endgültig einen Strich unter das Bisherige zu machen und Künstler zu werden. Mit einem Skizzenbuch voller italienischer

Landschaften und Strassenszenen, arm wie eine Kirchenmaus, abgerissen und von der Sonne verbrannt wie ein Zigeuner, war ich in Mailand zu Fuss wieder angekommen und wendete mich an das schweizerische Konsulat um Unterstützung. Ich erhielt zwei Lire.

Im Bureau war ausser den Konsularbeamten noch ein weisshaariger Gentle-

man anwesend, dem offenbar mein romantischer Aufzug mehr Vergnügen machte als mir. Er fragte mich nach meinem Beruf und liess sich das Skizzenbuch zeigen. Unter Ausrufen der Bewunderung betrachtete er meine Zeichnungen. « Warten Sie, Signorino », rief er, « ich werde versuchen, für Sie etwas zu tun! » Er liess sich Papier und Schreibzeug geben, notierte ein paar Zeilen, steckte sie in ein Kuvert und übergab mir den Brief mit den Worten: « Damit gehen Sie zu meinem Freund Marioni, ich glaube, er hat Verwendung für Ihre Fähigkeiten. »

Das Atelier Marioni hatte ich bald gefunden. Herr Marioni sah mich, was ich nicht anders erwartet hatte, halb mitleidig, halb belustigt von oben bis unten an, öffnete den mitgebrachten Brief, las und verlangte das Skizzenbuch. Er durchforschte es aufmerksam, zeigte es noch einem Angestellten, der an einem Lithographiestein arbeitete. Dieser warf mir über die Schulter einen verwunderten, dennoch respektvollen Blick zu, der etwa besagte: So etwas treibt sich nun auf den Landstrassen Italiens herum! « Die Skizzen sind schon recht gut », begann Marioni zögernd, « aber können Sie das, was Sie hier mit Bleistift gezeichnet haben, auch in Federmanier ausführen? »

« Ich bin gelernter Lithograph », erwiederte ich, und wies mein Lehrzeugnis vor, das ich durch alle Fährnisse der Reise hindurch glücklich gerettet hatte. « Ich kann das Zeug zwar nicht lesen, denn ich verstehe kein Deutsch; aber ich sehe, dass es ein Zertifikat ist. Wenn Sie Lithograph gelernt haben, müssen Sie auch mit der Zeichenfeder und der Graviernadel umgehen können und sind an das spiegelverkehrte Arbeiten gewöhnt. Ich will's mit Ihnen versuchen. Nun aber noch etwas. Haben Sie schon ein Unterkommen? »

« Nein. »

Lächelnd fuhr er fort: « Geld werden Sie auch nicht viel haben, das darf man wohl voraussetzen. » Er sah nach der Uhr. « Es ist jetzt bald vier. Um sechs machen wir Feierabend. Sie können grade noch

eine Arbeit anfangen, und ich sehe dann gleich, wie Sie sich anstellen. Arbeiten Sie ruhig, für Ihr Unterkommen wird gesorgt. »

Ich erhielt einen Arbeitsplatz zugewiesen; Marioni brachte mir eine eingeschwärzte Kupferplatte und eine in Holz gefasste Stahlnadel, setzte sich an meinen Tisch und begann mit der Nadel auf der Platte enge Strichlagen zu ziehen. « Sehen Sie, so wird's gemacht. Es ist keine Hexerei. Wer zeichnen kann, kann auch radieren. Hier haben Sie die Vorlage. » Es war das Bild der sitzenden Helvetia, wie man's auf alten Geldstücken und Briefmarken noch sehen kann. « Pausen Sie es sorgfältig ab. Gut gepaust ist halb radiert. Hier ist eine Gelatinefolie zum Uebertragen. Diesen Arbeitsgang kennen Sie von der Lithographie her. Und dann geht's los mit der Radiernadel, wie ich's Ihnen vorgemacht habe. Es handelt sich um eine Einladungskarte für das Stiftungsfest des hiesigen Schweizervereins. Sie trauen es sich doch zu? »

Ich traute es mir zu. Kurz vor Feierabend schaute Marioni nach, was ich geleistet hatte, und schien davon befriedigt. Er zitierte darauf einen zweiten, jüngern Gehilfen herbei. « Das ist Antonio », stellte er vor. « Mit ihm gehen Sie jetzt, er führt Sie in eine Locanda. Dort logiert auch er. Bezahlten können Sie am Samstag, wenn Sie Ihren Lohn kriegen. »

Nun hatte ich also ein Unterkommen und Arbeit dazu. Mein Leben fing wieder an, eine normale Bahn zu gehen. Ich stand morgens auf, ging ins Geschäft, arbeitete mein Pensum und ging abwechselnd zum Essen, zur Arbeit, wieder zum Essen und zum Schlafen. Der Verdienst war gering, wöchentlich zwanzig Lire, wovon ich fünfzehn für Kost und Logis abgeben musste. Von dem spärlichen Lohne wurden mir noch die vielen religiösen Feiertage abgezogen. Aber ich war jung und durch Not und Entbehrungen bedürfnislos geworden. So lebte ich im ganzen ziemlich zufrieden dahin. Jeden Morgen erweckte mich der Gesang der Wirtstochter, der

schönen Signorina America. Während sie die Betten der benachbarten Räume zurechtmachte, trällerte sie:

*Bell giovanotto biondo,
Che ha molto girato il mondo!*

Das klang so schmelzend zu mir herüber, dass ich mich stets von neuem daran erfreute.

Die Welt der wahren Schönheit

Sonntags blieb ich ausser an den Mahlzeiten meist allein. Am häufigsten und liebsten besuchte ich die Brera-Galerie und vertiefte mich stundenlang in die dort aufgespeicherten Kunstschatze, am liebsten in die Handzeichnungen alter Meister. Man führt vor den Zeichnungen mit der Kunst gewissermassen Zwiesprache unter vier Augen, man sieht den Schöpfern dieser Blätter bis auf den Grund ihrer Seele, erkennt ihre geheimsten künstlerischen Absichten. In diesen Handzeichnungen schafft der Künstler unbeeinflusst vom Besteller, ohne Rücksicht auf Auftraggeber und Publikum. In den Skizzen und Entwürfen zeigt sich der Künstler als das, was er ist, enthüllt sein Innerstes, Tiefstes. Da gibt es Studien auf blauen, rötlichen und bräunlichen Papieren, worauf der Silberstift über die Fläche huscht wie ein Traum. Die Plastik der Figuren ist sparsam mit Weiss gehöht, die Fleischpartien zart mit Rötel getönt. Mich erfasste vor diesen Blättern jedesmal eine schwelgerische Seligkeit. Eine längst vergangene, aber unvergängliche Welt ersteht vor einem. Von den Schöpfern dieser Werke — oft arme, verquälte Menschen wie der unglückliche Sandro Botticelli — wissen wir manchmal nicht einmal den Namen. Unbekannter Meister der Mailänder, der Venetianischen, der Ferraresischen Schule steht dann darunter.

Vielleicht ist nur dies eine Werk von ihm auf die Nachwelt gekommen. Stürme von Massenpsychosen, Gleichgültigkeit, Trägheit des Herzens und Verständnislosigkeit haben die andern Werke zugrunde gehen lassen. Vielleicht hat den unbekannten Meister auch ein früher Tod aus der

Bahn gerissen, vielleicht lebte er verkannt, unbeachtet von der stumpfen Menge, vielleicht war es ihm nicht gegeben, sich durchzusetzen, weil es ihm an genügender Rücksichtslosigkeit und an aufstachelndem Neide gebrach, vielleicht ergriff er später, der Not und des Notleidens müde, einen andern Beruf, wurde Gastwirt, wie Jan Steen, Mönch, wie Sebastiano del Piombo und andere vor ihm und nach ihm. Immerhin, wenn auch der Name des ungekannt Gebliebenen verklungen ist, sein Werk lebt fort. Es lebt in jeder gleichgestimmten Seele fort, die den Schlüssel in sich trägt zu jenem Verständnis, zu jener Aufnahmefähigkeit, die keiner Worte und Erklärungen bedarf.

Welch ein Zauber ruht in der reinen, unberührten Schönheit dieser Kleinkunst! Ein Engelsprofil wie ein Hauch versetzt in Entzücken, eine heilige Familie, völlig sich selber hingegeben, viel zu intim, um Verehrung zu fordern, lebt in ein paar Strichen auf, ja, selbst ein Martyrium erfüllt mit staunender Bewunderung. Die Schmerzen und Greuel lösen sich in Linien und schummrige Flächen und verwandeln sich in Schönheit. Welch ein Wunder ist die Kunst, dass sie die entsetzlichsten Dissonanzen des Lebens in lustvolle Anschauung umsetzen kann! Die Seele des Künstlers wird bedrängt von einem quällenden Dilemma: sie möchte sich am liebsten in den sprichwörtlichen Turm aus Elfenbein zurückziehen, um sich rein zu erhalten. Nur so wird es dem Künstler gelingen, ungestört zu schaffen und sein Göttlichstes zu offenbaren. Nur dann wagt sich das Göttliche in ihm ans Licht; denn es ist mimosenhaft scheu. Berührt von der harten Hand der Wirklichkeit, entflieht es und kehrt so nimmer zurück. Doch dies ist nur die eine seiner Seelen, die andere drängt ungestüm nach aussen, sie will wirken und herrschen, sie will die Welt verändern, sie will den Mitmenschen das Schöne, das Göttliche aufzwingen, koste es, was es wolle. Die stumpfe Menge steht diesem Wollen gleichgültig gegenüber. Ja, wenn der Künstler noch als Spassmacher auftritt, wenn er seine Muse

zur Kolombine prostituiert — dann vielleicht, aber auch dann noch mit Misstrauen; denn die Muse kann sich nicht so verstehen, dass ihre göttliche Abstammung nicht doch durch das Narrenkleid durchschimmert und hier und da von einem Kundigen durchschaut und erraten wird. Ach, auch die Spassmacher werden gelegentlich gesteinigt, wenn auch nur mit faulen Eiern. Aber der Künstler muss noch tiefer steigen, hinunter bis zum Ideal der grossen Menge, das allein die Sprache spricht, die die Masse versteht und der sie applaudiert. Dann ist der Künstler endlich populär, seine Werke werden geschätzt und gekauft. Sehr lang dauert auch das meistens nicht. Denn die Menge giert nach Neuem, sie ist begehrlich und lüstern. Doch auch die Menge besitzt eine Seele, die über sich selbst hinaus will. Auch sie fühlt sich in ihrem Leibe nicht wohl. Und so wird das bisherige Ideal bald verlacht und verhöhnt, endlich vergessen. Alter Kitsch ...

Wie armselig und öde erschien mir die staubige Stadt, wenn ich das Museum verlassen und, selig unselig vor mich hinträumend, der dumpfen Schenke entgegen schritt! Ich war dann kaum fähig, mit irgend jemand wieder gleichgültige Worte zu wechseln. Ich nahm ein Buch und vertiefte mich in die italienische Sprache. America, die mich so sitzen sah, warf mir einen schreckhaften Blick zu und flüsterte: « Madonna, che fiò studios! » (Mailändisch: Welch verstudierter Bursch!)

Im Atelier Marioni gab es vielfältige und abwechslungsreiche Arbeit. Bald sass ich am Lithographiestein, bald gab es Entwürfe anzufertigen für Briefausstattungen und Reklamezwecke. Meine Intentionen waren aber Marioni nicht gefällig, nicht kitschig genug, ich musste daran herumändern und hatte viel Mühe, die verlangte süssliche Eleganz herauszubringen.

Vom Regen in die Traufe

Eines Morgens trat der alte Herr, der mich auf dem Konsulat an Marioni empfohlen hatte, ins Atelier. Er begrüsste mich



Unter den Fragen, welche ein bekannter Irrenarzt frische eingelieferten Patienten zu stellen pflegte, um nachzuprüfen, ob sie eine einigermaßen normale Denkfähigkeit besaßen, war folgende enthalten: Ein Ziegelstein wiegt 7 Kilo und einen halben Ziegelstein.

Frage:

Was wiegen anderthalb Ziegelsteine?

Auflösung Seite 49

Wir bitten unsere Leser, uns weitere, in schweizerischen Zeitschriften und Zeitungen noch nicht publizierte Denksportaufgaben einzusenden, wenn möglich solche, die nicht mathematischer Natur sind. Die angenommenen Einsendungen werden honoriert.

wohlwollend, betrachtete meine Arbeit und feuerte mich an, recht strebsam zu sein. Es werde für mich bald bessere Arbeit geben. Kurz darauf eröffnete mir Marioni, dass ich nunmehr ein wichtigeres Betätigungsfeld kriege. Dann fragte er, ob ich schon etwas von dem berühmten Radierer Rembrandt gehört hätte. Nun, ich hatte früher fleissig Kunstgeschichte getrieben, und ich verriet meinem Chef, dass der Name Rembrandt und sein Werk mir wohlbekannt waren, wie auch die Art anderer Niederländer.

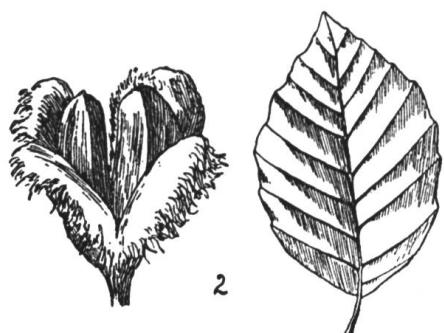
« Das hab ich mir gedacht », rief er mit einem verschmitzten Lächeln. Er brachte mir nun einige Radierungen von Rembrandt, nebst Büchern und alten Zeitschriften aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ermahnte mich, sorgfältig damit umzugehen, denn sie gehörten dem alten Herrn, mit dem ich gesprochen hätte. Die

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

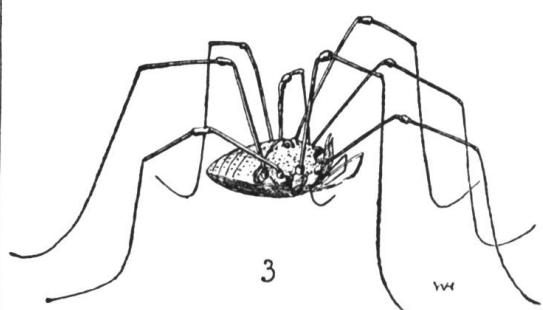
Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen.



1



2



3

Antworten siehe Seite 49

Holzschnitte in diesen Druckschriften waren Landschaftsbilder aus Holland, vielfach mit Staffagen. Eine Auswahl dieser Abbildungen sollte ich in Radierung umsetzen. Ich konnte sie gleich so auf die Kupferplatte bringen, also nicht spiegelverkehrt, wie es sonst sein muss. Das brachte mit sich, dass die Abzüge nachher die kopierten Sujets verkehrt herum zeigten, was auf den Holzschnitten rechts war, war auf der Radierung links. Dadurch glaubte Marioni zu erreichen, dass man die Vorlage nicht so leicht wiedererkenne. Die Staffagen in der Tracht der Zeit sollte ich weglassen, und ich könnte auch sonst verändern, was mir passend erschien und sich besser dem Stile Rembrandts einfüge. Denn es handle sich um Rembrandt-Nachahmungen (also um Fälschungen), die unter der Gewinn abwerfenden Flagge des berühmten Holländers segeln sollten. Die Signatur, der Name Rembrandt, dürfe nicht zu deutlich sein, erstens der Strafwürdigkeit wegen, und ausserdem habe auch Rembrandt selber sehr unleserlich signiert. Die Sachen würden nach Amerika verkauft. Ich möge nun die Strichführung Rembrandts eingehend studieren und sodann fleissig nach den vorgelegten Holzschnitten arbeiten. Das tat ich denn, und ich muss gestehen, dass mir selten eine Arbeit soviel Vergnügen bereitete.

Binnen kurzem hatte ich mich in die Technik des grossen Holländers eingearbeitet, so dass schon eine gründliche Kenntnis dazugehörte, aus der Strichführung auf eine Fälschung zu schliessen. Das andere, was ebenso wichtig war, Papier, Ätzgang und Druck, lag nicht in meinem Ermessen. Ein Gewissen machte ich mir ebensowenig daraus, wie Herr Marioni selber. Übrigens galt das Bilder- und Antiquitätenfälschen damals in Italien als ehrsames Gewerbe. In Rom, in einem winkligen Gäßchen in der Nähe des Kolosseums, befanden sich mehrere Werkstätten, die Altertümer fabrikmaßig herstellten und sie sorglos, um sie der Witterung auszusetzen und ihnen ein altes Aussehen zu verleihen, in den Höfen offen zur Schau stellten, wobei weder die Polizei

noch sonst jemand etwas zu beanstanden fand.

Nun war ich also Rembrandt-Fälscher geworden und fühlte mich ganz wohl dabei. Mit der Kunst hätte ich verhungern können; aber als Kunstmälscher ernährte ich mich schlecht und recht. Wie das Schicksal doch mit einem umspringt! Mein Lehrmeister in Basel, ein geriebener Kitscher, hatte mich in die Geheimnisse gängigen Kitsches eingeweiht, und ich war sein gelehriger Schüler gewesen. Aber durch Lehrer und Kollegen auf der Gewerbeschule lernte ich die Kunst kennen und war bald dafür Feuer und Flamme. Wer hat noch Freude am Geringern, wenn er das Bessere kennen und schätzen gelernt hat? Wenn ich auch in der Lehre Kitsch herstellen musste, mein Gesellenstück wenigstens sollte kein Kitsch werden. Ich wollte einmal zeigen, was ich vermochte, wenn man mir freie Hand liess. Ich beschloss, eine ziemlich komplizierte Naturstudie lithographisch wiederzugeben. Mein Lehrmeister schlug die Hände über dem Kopf zusammen; doch ich liess mich nicht abschrecken und setzte meinen Kopf durch, ermuntert und aufgestachelt durch Kollegen, die sehen wollten, was daraus würde, bevor sie selber ein ähnliches Experiment riskierten. Die Prüfungskommission, die aus alten Herren der Zunft bestand, lehnte mein Gesellenstück glattweg ab. Man gab mir zu verstehen, ich tue besser, von einer Prüfung abzusehen, denn ich falle bestimmt durch. Dann sei die Blamage noch grösser. Mein Vater tobte: « 200 Franken Lehrgeld bezahlt, den Buben dreieinhalb Jahre durchgefüttert, und nun kann er nicht einmal seine Gesellenprüfung bestehen! » Die andern Lehrlinge hüteten sich daraufhin wohlweislich, in meine Fußstapfen zu treten, sie machten « brave Sachen » und bestanden die Prüfung. Ich hatte mich als Kulturpionier betätigt und stand nun da in der Gloriole des Märtyrers, von den meisten, die mich ehemals aufgeputscht hatten, mit Mitleid, Schadenfreude oder Hohn bedacht . . .

Als ich etwa ein Vierteljahr meine Fälscherkünste bei Marioni zur Zufrie-

denheit des im Hintergrund bleibenden Auftraggebers ausgeführt hatte, fasste ich mir ein Herz und forderte Gehaltszulage. Das kostete einen schweren Kampf; schliesslich aber bewilligte mir Marioni doch 25 Lire Wochenlohn. Nun konnte ich schon etwas freier aufatmen, kleine Ersparnisse machen, dann und wann ein Buch kaufen oder ein Theater besuchen.

Wer weiss, wie lang ich meine Fälscherkünste noch fortgesetzt und wohin sie mich geführt hätten! Doch mich riefen vaterländische Pflichten nach Hause, ich musste meinen Militärdienst antreten. So hiess es denn, Abschied nehmen. Die freundlichen Wirtsleute waren sehr herzlich und wünschten mir alles Gute. Die Patrona hatte sogar Tränen in den Augen. Sie rief mehrmals nach ihrer Tochter. Signorina America liess sich aber nicht blicken.

Mit Herrn Marioni stand ich noch längere Zeit im Briefwechsel. Er wollte mich nach Mailand zurücklocken und versprach mir sogar höhern Lohn.

Einige Jahre später entdeckte ich in einem Zürcher Kunstantiquariat zwei meiner Radierungen nach Rembrandt. Der Ladeninhaber zeigte sich peinlich berührt, als ich ihm erklärte, dass diese guterhaltenen Prachtstücke des grossen Holländers von mir stammten.

Kitsch in Reinkultur

Das Leben geht auf und ab wie die Wellen des Meeres. Man ist der Schwimmer: Schon glaubt man sich oben auf dem Wogenkamm und plumps — liegt man unten.

Ich kann nicht behaupten, dass ich immer erfolglos gewesen wäre. Bald beneidete man mich als Künstler und warf mir Knüppel zwischen die Beine, bald verachtete man mich als Kitscher und missgönnte mir meinen Verdienst. Ich wurde von der Kritik belobt und von Kennern geschätzt. Davon kann niemand leben. Ich habe auf Vergnügungsplätzen Raritätenbuden bemalt; ich muss zugeben, dass dieser «Kitsch» mir viel Vergnügen bereitete

und auch Geld eintrug. Den « Kitsch in Reinkultur » erlernte ich zum Abschluss dieser Lebensperiode. Und das kam so:

Ich lernte ihn in einem Berliner Kaffeehaus kennen. Er setzte sich an meinen Tisch, und wir kamen ins Gespräch, wie es so geht. Wenn zwei Maler zusammenkommen, wird über Kunst gesprochen. Er hatte sich mir nicht vorgestellt, ich mich ihm ebenfalls nicht, und so konnte es passieren, dass, als er mich fragte, ob ich Arbeiten des Hofmalers Kuscher kenne, ich ihm antwortete: « Ach, dieser ekelhafte Kitscher! » Aus seinem betretenen Schweigen merkte ich, dass ich etwas Unpassendes geäussert hatte. Er trommelte eine Weile mit seinen gepflegten und kostbar beringten Fingern auf der Tischplatte herum und schien mit sich zu kämpfen, ob er die neue Bekanntschaft abbrechen oder fortsetzen solle. Ich dachte unterdessen: wenn dem guten Manne mein Urteil so nahe geht, so lohnt sich ja eine weitere Ausdehnung der Unterhaltung ohnehin nicht. Meinetwegen soll er bei seiner kitschigen Kunstauffassung beharren und mir den Buckel hinunterrutschen. Das letztere tat er jedoch nicht. Er überwand sich sogar verhältnismässig schnell und fragte schliesslich förmlich, nicht ohne Ironie: « Dürfte ich Sie, verehrter Herr Kollege, einmal bitten, durch die Räume dieses ekelhaften Kitschers geführt zu werden? Mein Name ist Kuscher. » Jetzt war es an mir, aus der Fassung zu geraten. Ich entschuldigte mich, so gut es ging.

Ich konnte den liebenswürdigen, sehr distinguierten alten Herrn nun nicht noch mehr kränken und nahm die Einladung an. Er winkte dem Kellner und bezahlte, grossmütig feurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt sammelnd, meinen Kaffee mit. Wir brachen also auf, und bald hatten wir sein Domizil erreicht. Ein hoher, pompös ausgestatteter Raum und eine Überfülle künstlichen Lichts empfing uns. Prunkend gerahmte Bilder an den Wänden und auf verzierten Salonstaffenleien. Die Qualität der Bilder kannte ich, sie konnte mich nicht überraschen. Oft genug hatte ich verächtlich und kopf-

schüttelnd vor den Schaufenstern dieses Unternehmens gestanden. Doch was sonst zu sehen war, das glich einem überladenen Prunkraum, wie ich mir im Geist etwa den Empfangssalon Makarts vorstellte. Im Hintergrund des Saales stand — wahr und wahrhaftig — eine alte Kirchenorgel und sogar eine Kanzel. In die Orgel war, was ich allerdings erst später erfuhr, kunstvoll ein elektrisches Klavier eingebaut. Prachtvolle Schränke mit erlesenen Schnitzereien paradierten an den Wänden, Altäre, Vitrinen mit kostbaren Intarsien, seltene alte Plastiken von der Gotik bis zum Barock. Mir wurde fast schwindlig vor der Überfülle. Herr Kuscher schien ein verständnisvoller Sammler zu sein, der es sich allerdings auch etwas kosten lassen konnte. Nachdem er mir viele seiner Antiquitäten gezeigt und erklärt hatte, bat er mich, Platz zu nehmen. « Nun wollen wir uns mal ein Stündchen gemütlich unterhalten. Was wollen Sie trinken? Französischen Cognac, Wein, roten oder weissen, oder lieber einen Likör? Sie können nehmen, was Ihnen beliebt. »

Ich wählte bescheiden einen Likör. Er klingelte, und ein Diener erschien, der bald auf einem schweren Silberservice eine Flasche und zwei Gläser brachte, einschenkte und sich wieder geräuschlos entfernte.

« Dies alles habe ich nicht etwa geerbt, sondern verdient mit meiner Hände Arbeit, mit meinem ekelhaften Kitsch. »

Kunst und Natur sind eines nur

Ich versuchte mich erneut zu entschuldigen; aber er wehrte gelassen ab und fuhr fort: « Das Geschäft wirft nicht mehr soviel ab wie früher, als hier Kaiser und Könige aus- und eingingen. Doch die sogenannten und viel verlästerten Neureichen kommen auch gern zu mir. Sie werden ebenso reell bedient wie die frühere Kundschaft. Ich stelle sie alle zufrieden. Was ich mache, sieht man in den Schaufenstern, und wem dies zusagt, der kommt her und wird prompt und zu seiner vollen Zufriedenheit bedient. Wozu hat man



Giovanni Bianconi

Holzschnitt

die Photographie, wenn man sich ihre Vorteile nicht zunutze macht? Das Photo ist die Grundlage meiner Kunst. Die Leinwand wird lichtempfindlich gemacht und das Photo in der gewünschten Grösse übertragen. Das gebe ich Ihnen freimütig zu. Ist das etwa eine Schande? Hat nicht auch Lenbach das Photo zu seinen Bildnissen zu Hilfe genommen, ebenso wie Stauffer, Bern, und andere grosse Künstler? Ist das Photo etwa nicht ein Abbild der Natur? Darum gibt es auf meinen Bildern auch keine Verzeichnungen und keine Unähnlichkeit. Dafür kann ich garantieren. Was wollen die Besteller, wenn sie zum Porträtmaler kommen? Ein ähnliches, repräsentatives Bildnis, weiter wollen sie nichts. Was geht Herrn Müller, der von sich ein ähnliches und gefällig gemaltes Bild haben will, was gehen ihn meine Persönlichkeit oder meine rein persönlichen künstlerischen Marotten an? Ich habe den Kaiser gemalt als General zu Fuss und zu Pferde, als Admiral, als Kürassier, Feldherr und Frontsoldat, den König Eduard von England, den Sultan Abdul Hamid, den Kaiser von Japan, verschiedene indische Maharadschas, den Zaren, den König von Spanien, von andern zu schweigen. Vom König von England erhielt ich zwei Brillentringe mit Königskrone und Insignien, der Maharadscha von Patiala veranstaltete mir zu Ehren Tigerjagden, der Zar gab ein Kostümfest auf der Newa, der König von Spanien einen Gala-Stierkampf... Die Herren Künstler malten vorgestern impressionistisch, gestern expressionistisch, und heute ist wohl der Surrealismus dran. Darum kümmern sich die Herrschaften, die ein ähnliches Porträt wünschen, nicht im geringsten. Mein Wahlspruch ist: «Kunst und Natur sind eines nur!»

«Kunst und Natur», wagte ich zu erwideren, «sind zwei verschiedene Welten.»

«Wieso? Den grossen Albrecht Dürer lassen Sie doch wohl noch gelten, wie?»

«Ich halte Dürer für einen sehr grossen Künstler.»

«Sehen Sie wohl! Dürer sagt: Die Kunst steckt in der Natur, wer sie heraus

kann reissen, der hat sie. Na, also! Die Natur ist mir heilig. Ich entstelle sie nie, wie das so viele andere tun. Ich helfe nur ihren Mängeln etwas nach. Die hässlichen Falten auf seinem Gesicht sieht keiner gern. Ich retuschiere sie weg. Ist das so schlimm? Das hat mir noch kein Besteller übel genommen, die Bestellerinnen noch weniger.»

«Glaub ich, Herr Kuscher!»

«Na Prosit!»

Wir tranken unsere Gläser aus, die Herr Kuscher noch einmal füllte.

«Nun haben Sie meine Werke gesehen und meine Ansichten gehört. Dürfte ich bei Gelegenheit nun etwas von Ihnen zu Gesicht bekommen?»

«Gern, Herr Kuscher.»

Der Meister und seine Gesellen

Wir verabredeten uns auf den nächsten Morgen, und ich brachte Herrn Kuscher, was sich an Porträtsstudien im Laufe der Zeit bei mir angesammelt hatte. Ich erwartete, er würde sich nun an mir rächen und heftig über meine Siebensachen herfallen. Das tat er keineswegs. Er fand zwar nicht alles nach seinem Geschmack; aber sein Tadel war sehr gelinde, nie verletzend. Darin unterschied er sich sehr vorteilhaft von andern Malern. Er hatte mir im Laufe des Gesprächs eröffnet, dass er einen Angestellten suche und fragte mich nun, ob ich es bei ihm versuchen wolle. Ich sagte mir: Hast du Rembrandt-Radierungen gefälscht, Schundromane illustriert und Raritätenbuden bemalt, warum solltest du es nicht mit kitschigen Porträts versuchen? Man muss auch da einmal hineingetreten sein. Kuschers Vorschlag liess sich hören:

«Wir wollen erst mal eine Woche auf Probe vereinbaren. Passt es Ihnen nicht bei mir, so hören Sie eben wieder auf, und wenn ich sehe, dass Sie sich nicht einarbeiten, werde ich es Ihnen so schonend wie möglich beibringen.»

«Schön, Herr Kuscher, und was verdienen Sie ich?»

«Auf Ihr intelligentes Gesicht und



Hans Schmid

Tuschzeichnung

Ihre Studien hin biete ich Ihnen für die Probewoche fünfzig Mark. Klappt die Sache, so kriegen Sie entsprechend mehr. Die Arbeitszeit ist von neun Uhr morgens bis fünf Uhr abends, mit einer halbstündigen Mittagspause von eins bis halb zwei. Einverstanden? »

« Ich will es jedenfalls versuchen. »

Künstler sind im allgemeinen schwer zu behandelnde Menschen, leicht gekränkt und verletzt, aber ebenso leicht andere verletzend, launisch, mimosenhaft empfindlich, was ihre eigene Person anbetrifft, brutal andern, besonders aber künstlerisch schwächeren Kollegen gegenüber. So war Herr Kuscher nicht. Er war ja auch kein Künstler, er war ein Kitscher. Zwar erfüllte ich seine Hoffnungen nicht ganz. An den Gesichtern, die ich über die photographischen Unterlagen malte, fand er allerlei auszusetzen. Was ihm aber gefiel, waren die Hände und auch Orden, Geschmeide und anderer Schmuck, womit sich Kuschers Kundschaft mit Vorliebe belud und behing. Da er schon zwei An-

gestellte hatte, so wurde die Arbeitsteilung so vorgenommen, dass die andern beiden sich in die Gesichter und Hintergründe teilten, während mir Hände und Schmuck überlassen blieben. Herr Kuscher liess sich nicht allzu oft blicken. Seine Repräsentationspflichten hielten ihn fast gänzlich von der eigentlichen Arbeit ab. Diese Pflichten nahm er sehr ernst. Die Kundschaft durfte keinen Rockzipfel von uns Angestellten sehen. Die Herrschaften wurden photographiert, ohne dass sie es gewahr wurden. Herr Kuscher intonierte während der Aufnahme an der bereitgestellten Staffelei seine Farbenangaben mit gemacht genialen Allüren und unterhielt die Kundschaft während der Sitzung von seinen Reisen und fürstlichen Bekanntschaften. Das hörten sie gern, und es tat ihnen wohl. Gelegentlich liess er auch das in die Orgel eingebaute Orchestrion erbrausen. Er war ausserdem viel auswärts, beriet Schloss- und Villenbesitzer nebenbei über die günstigste Art der Placierung seiner « Kunstwerke ».

Kulissengespräche

Wir drei Hilfskitscher führten in dieser Zeit in unserm Separatelier im fünften Stock ein ungestörtes Leben. Die Arbeit musste selbstverständlich zu den festgesetzten Terminen fertig werden; aber gehetzt wurde niemand. Herr Bunke war in Kuschers Abwesenheit sein Stellvertreter. Er handhabte sein Amt mit Würde und Gelassenheit. Der andere Angestellte, wir wollen ihn Teichert nennen, war noch ein sehr junger Mann. Er zeigte manchmal Studien, die er in seiner freien Zeit gemalt hatte. Es waren respektable Arbeiten, die solides, handwerkliches Können verrieten. Er betrachtete seine augenblickliche Stellung nur als Uebergang, als Sprungbrett. Wenn ich ihn scherhaft damit aufzog, verteidigte er sich dahingehend, dass auch angesehene Künstler in ihren Anfängen Kitsch gemacht hätten. « Rodin hat für den Pariser Kunsthandel jahrelang Kitsch fabriziert, es hat seiner späteren hohen Kunst nicht geschadet. »

Wie es unter Malern üblich ist, dispuzierten wir viel über Kunst und Kitsch. Wenn ich ironisch Herrn Kuschers Wahlspruch zitierte: Kunst und Natur sind eines nur, begann Teichert laut zu lachen:

« Wie kann man diese lackierten Larven als Natur bezeichnen? Dem Kuscher sind diese Machwerke sogar Natur und Kunst zugleich, während sie in Wirklichkeit weder mit Natur noch mit Kunst etwas zu tun haben. »

Dem Atelierleiter, Herrn Bunke, war das zu starker Tabak.

« Herr Kuscher verdient jedenfalls Geld damit und wir mit ihm, während draussen die Arbeitslosigkeit gross ist und noch immer wächst und die Künstler hungern. »

Darauf war nicht viel Stichhaltiges einzuwenden. Teichert liess darum den Faden des Gesprächs fallen und hob ihn an anderer Stelle wieder auf.

« Ich, der kleine Franz Teichert, sehe, dass das, was wir hier fabrizieren, ganz ordinärer Kitsch ist. Ich stamme aus einem bescheidenen kleinbürgerlichen

Milieu. Mein Vater war Klempnermeister, war meist sein eigener Geselle und hatte ewig schwarze Hände. Meine Mutter konnte nicht einmal richtig Deutsch, sie stammte aus der polnischen Gegend und war vor ihrer Verheiratung Dienstmädchen gewesen. Trotzdem besitze ich, beider ungeratener Sohn, mehr künstlerischen Geschmack als all die vornehmen Herren und Damen und hohen Persönlichkeiten, die sich von Kuschern haben heimlich photographieren und nachher überpinseln lassen. »

« Das beweist nur », erwiderte ich, « dass es selbst in den höchsten Kreisen Kunstbanausen gibt. »

« Dann stehen doch alle diese hohen Tiere kulturell nicht besser da als die armen Maulaffen, die unten auf der Strasse sich vor unsren Schaufenstern drängeln. Wenn ich daran denke, wundert es mich nicht, dass es auf der Welt so verrückt zugeht. »

« Um gerecht zu sein, muss man auch derer gedenken, die in Kuschers Porträtmagerie nicht vertreten sind. »

« Sie meinen doch nicht etwa die Fürstin P.? » höhnte Bunke, « die nebenbei eine gefeierte Schriftstellerin ist, eine hoch- und überkultivierte Dame, die sich von dem expressionistischen Scharlatan Golipeff porträtieren liess? — Ich habe das sogenannte Bildnis gesehen. Wissen Sie, da ziehe ich die kitschigen Bilder Kuschers vor, die haben doch wenigstens Menschenähnlichkeit. Ein posthumer Betrachter kann vor unsren Erzeugnissen mit gutem Gewissen behaupten: so ungefähr hat meine Urgrossmutter damals ausgesehen, denn dem Gemälde liegt immerhin ein Photo zugrunde. Schliesslich ist der Zweck eines Bildnisses doch die Ähnlichkeit, da kann einer einwenden, was er will. Wie diese künstlerische Eintagsfliege, dieser Kunsthochstapler Golipeff die Fürstin P. angeblich gesehen oder ihre schöne Seele intuitiv erfasst hat, das ist mir und den Nachgeborenen völlig einerlei, ist, wenn es hochkommt, ein Kuriosum, das zeigt, zu welchen Verirrungen und Verwirrungen selbst intellektuelle Kreise

fähig sind. Wenn ich eine Stellung im Ausland suche, und es wird ein Bildnis von mir verlangt, so darf ich nicht eine futuristische Hieroglyphe einsenden, insofern ich nicht will, dass mich der Empfänger für verrückt hält. Mit andern Worten: das Bildnis soll ein Dokument sein. Porträtkunst ist Zweckkunst. »

Teichert ist, wie ich später erfuhr, doch noch ein richtiger Kunstmaler geworden. Im Dritten Reiche wurde er, nicht zuletzt seines paradigmatisch nordischen Aussehens wegen: er war hochgewachsen, blauäugig, langschädig und hellblond, sehr protegiert. Er erhielt grosse Aufträge, und mit seinen Malereien wurden Wanderausstellungen bis nach den skandinavischen Ländern veranstaltet. Es hiess sogar, er sei Professor geworden. Ich kann das aber nicht mit Bestimmtheit behaupten.

Was mich selber betraf, so wiederholte sich auch in dieser Lebensperiode die schon oft gemachte Erfahrung: Immer, wenn ich der Kunst dienen wollte, ging es mir wirtschaftlich schlecht, machte ich

aber Kitsch, konnte ich mich verhältnismässig leicht durchbringen. Kuscher lebte und liess leben. Er war zwar ein « ekelhafter Kitscher » und blieb es, menschlich aber war er, was man früher in Berlin einen « Kavalier » nannte.

Trotzdem war ich der erste, der seinen Posten damals wieder aufgab; ich konnte auf die Dauer dies weichliche Gefummle nicht ertragen, dieses süßliche Retuschieren und Kaschieren mit Ölfarben. Wieder kam mir ein Zufall zu Hilfe. Ein guter Freund gründete mit einem andern sehr gut Bekannten, der über einen wohlfundierten finanziellen Rückhalt verfügte, eine künstlerische Monatsschrift. Da gab es für mich vielfältige Arbeit, erst als Bildredaktor, später auch als Kritiker. Ich kommentierte nun das, worin ich mich, teils erfolglos, teils erfolgreich, mein Leben lang versucht hatte. Es war so in gewissem Sinne auch eine Schicksalsironie, sagt ein heute schon wieder vergessener, einst sehr geschätzter Dichter. In dieser Stellung blieb ich solang, bis höhere Gewalten auch diesen Ankerplatz zerstörten.

FREMDE STADT

*Ib bin einmal in einer fremden Stadt
Spät nachts durch einen Straßenzug gegangen;
Der Himmel war von Wolken überhangen
Und ib des langen Weges müd und matt.*

*Doch nirgends war ein Bett für mich bereit,
Und niemand war, der mich erwartet hätte:
Ein Freund, ein Mäddchen, eine Schlafensstätte . . .
Ib bin ein müder Wanderer durch die Zeit.*

*Da sah ib einen hellen kleinen Stern;
Er scheint wohl auch in heimatfernen Gassen:
So kommst denn du und willst mich nicht verlassen,
Und deine Sehnsucht hat den Wanderer gern.*

Albert Ehrismann